

heyne>fliegt

CAMMIE MCGOVERN

AMY &
MATTHEW

WAS IST SCHON NORMAL?

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Beate Brammertz

heyne>fliegt

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel
Say what you will bei Harper Teen, New York.

Die zitierten Textstellen beziehen sich auf folgende Ausgaben:
Marjorie Kellog, *Sag mir, dass du mich liebst, Junie Moon*, Rowohlt 1971.
Kate Chopin, *Das Erwachen*, Verlag Silke Weniger, 2010.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*

liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Copyright © 2014 by Cammie McGovern
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © RJ Shaughnessy
Redaktion: Babette Mock
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-26916-3

www.heyne-fliegt.de

NICHT VERSCHICKTE E-MAIL,
DIE AUF AMYS COMPUTER
IM KRANKENHAUS GEFUNDEN WURDE

Du willst die ganze Geschichte – aber es ist unmöglich, die ganze Geschichte zu erzählen. Du glaubst wahrscheinlich, es ging allein um Sex, aber da liegst du falsch. Es ging um Liebe. Und dich. Vor allem um dich. Fremde sehen mich an und denken, Sex wäre unmöglich, aber Liebe nicht. Und dann stellt sich heraus, dass beides möglich und gleichzeitig unmöglich ist.

1

Amys E-Mails setzten Ende Juli ein und kamen dann den ganzen Sommer hindurch. Mit jeder wurde Matthew ein kleines bisschen nervöser:

An: mstheword@gmail.com

Von: aimhigh@comcast.net

Re: Ich bin glücklich!

Ich bin gerade ins Arbeitszimmer meiner Mutter geschlichen, um die Namen meiner neuen Schulbegleiter herauszufinden, und ich bin so glücklich! Dein Name steht auf der Liste! Ich hatte schon befürchtet, du drückst dich, weil ich dich persönlich gebeten habe, dich für den Job zu bewerben. Mir ist klar, dass es ein sonderbares Arrangement ist, aber versuch bitte, es nicht so zu sehen, als würden mir meine Eltern mit Geld Freunde kaufen wollen. Ich weiß, das Konzept ist irgendwie eigenartig und demütigend. Ich persönlich sehe es lieber so: Meine Eltern bezahlen Menschen, damit sie so tun, als wären sie meine Freunde. Das kommt der Wahrheit wohl etwas näher, und ich habe kein Problem damit. Wenn ich nicht ganz falsch liege, tun viele Leute in der Highschool nur so, als wären sie Freunde, oder? Es wäre zumindest ein Anfang.

Die E-Mail beunruhigte ihn, aber er schrieb dennoch zurück:

Von: mstheword@gmail.com

Re: Ich bin glücklich!

Das stört mich nicht, Amy. Es ist ein guter Job, und außerdem meinte deine Mutter, dass wir vielleicht sogar Punkte für ehrenamtliche Arbeit bekommen. Liebe Grüße, Matthew

An: mstheword@gmail.com

Von: aimhigh@comcast.net

Re: Ich bin glücklich!

Punkte für ehrenamtliche Arbeit? Für einen bezahlten Job? Ich versuche, das jetzt nicht persönlich zu nehmen, Matthew, aber hört sich der Job so schrecklich an, dass man dafür gleich Geld und Punkte für ehrenamtliche Arbeit bekommen muss?

An: aimhigh@comcast.net

Von: mstheword@gmail.com

Re: Ich bin glücklich!

Tut mir leid, du hast recht. Nein, so habe ich das nicht gemeint. Um ehrlich zu sein, bin ich sehr froh, den Job zu haben. Ich habe nicht viele Freunde in der Schule, weshalb es mich freut, dich und die anderen Leute kennenzulernen, die mit dir arbeiten. Matthew

P.S. Vielleicht hätte ich das über die ehrenamtliche Arbeit nicht sagen sollen, aber wenn ich es mir recht überlege, hätte es deine Mutter auch nicht ansprechen dürfen. Ich denke, wir sind einfach alle ein bisschen durcheinander.

Schon jetzt beschlich Matthew das Gefühl, als würde die Sache nicht funktionieren. Je mehr er darüber nachdachte, desto mehr kam er zu der Überzeugung, dass es nicht klappen würde. Er kannte Amy seit der zweiten Klasse, aber er kannte sie nicht wirklich. Sie waren keine Freunde. Er erinnerte sich natürlich an sie, aber er erinnerte sich an viele Leute aus der Grundschule, mit denen er nicht mehr befreundet war.

An: msttheword@gmail.com

Von: aimhigh@comcast.net

Re: Ich bin glücklich!

Warum hast du nicht viele Freunde? Du scheinst ziemlich normal zu sein, oder? In der Grundschule hattest du Freunde.

An: aimhigh@comcast.net

Von: msttheword@gmail.com

Re: Ich bin glücklich!

Ich habe schon ein paar Freunde. Es ist mir einfach nie leicht gefallen, bei anderen zu übernachten. So was macht mich nervös.

Er war nicht sicher, warum er das geschrieben hatte. Zu große Ehrlichkeit war immer falsch – insbesondere bei jemandem wie Amy, fürchtete er. Er hatte nicht den blassesten Schimmer, was er antworten würde, falls sie ihn fragen sollte, warum er Probleme hatte, bei anderen zu übernachten.

An: msttheword@gmail.com

Von: aimhigh@comcast.net

Re: Ich bin glücklich!

Warum hast du Probleme, bei anderen zu übernachten?

Darauf antwortete er nicht. Er konnte nicht, denn die eigentliche Frage war doch: Warum schrieb sie ihm immer zurück? Er war nicht sicher, was sie diesen Sommer über tat, aber er vermutete, dass sie Kurse am College belegte. Es wurde gemunkelt, dass Amy jeden Sommer Kurse an der UCLA besuchte und genügend Punkte gesammelt hatte, um nächstes Jahr gleich im dritten College-Semester einzusteigen. Wahrscheinlich stimmte es nicht, aber so lauteten die Gerüchte, die er über sie gehört hatte. Es gab viele Geschichten wie diese über sie.

Nach einer Woche hatte er ein schlechtes Gewissen, weil er nicht geantwortet hatte, und schrieb zurück:

An: aimhigh@comcast.net
Von: msttheword@gmail.com
Re: Ich bin glücklich!

Tut mir leid, dass ich erst jetzt schreibe. Ich hatte ziemlich viel um die Ohren. Kannst du dir vorstellen, dass die Schule bald schon wieder anfängt? Ich freue mich auf den Vorbereitungskurs für den Job. Das wird sicher interessant. Wirst du auch dabei sein? Das hat deine Mutter in ihrem Brief nicht erwähnt.

Er klang wie ein Trottel. Aber zumindest hatte er zurückgeschrieben.

An: msttheword@gmail.com
Von: aimhigh@comcast.net
Re: Ich bin glücklich!

Nein, ich bin beim Vorbereitungskurs nicht anwesend. Was macht dich nervös, wenn du bei anderen übernachtetest?

An: msttheword@gmail.com
Von: aimhigh@comcast.net
Re: Ich bin glücklich!

Wie ist es gelaufen? Meine Mutter meinte, du warst dort, aber du wärst die ganze Zeit über sehr still gewesen, und dann bist du früher gegangen, was mich nervös macht, weil ich fürchte, du könntest deine Meinung geändert haben. Bitte überleg es dir nicht anders, Matthew.

An: mstheword@gmail.com

Von: aimhigh@comcast.net

Re: Ich bin glücklich!

Matthew? Bist du da? Bitte schreib mir zurück. Meine Mom meinte, du wärst heute zum Vorbereitungskurs gekommen, aber sie kann nicht sagen, ob du wirklich an dem Job interessiert bist. Sie hat da ihre Zweifel. Ich habe ihr gesagt, sie soll dir eine Chance geben. Alle anderen tun es, um ihre Collegenbewerbungen aufzupeppen. Bei dir habe ich das Gefühl, dass es anders ist. Vielleicht liege ich falsch. Aber spring bitte nicht ab.

In einem Punkt hatte sie recht: Er wollte aussteigen. Eine einzige »Vorbereitungsstunde« mit Nicole, Amys Mutter, die über die Gefahren des Erstickens und das Risiko von Krampfanfällen referierte, hatte genügt, um ihm die Gewissheit zu geben, dass er das auf gar keinen Fall tun könnte. *Krampfanfälle?* Allein bei dem Wort brach ihm der kalte Schweiß aus und er fürchtete, selbst einen zu bekommen.

Am Ende der Stunde brachte es Nicole auf den Punkt: »Wir ersetzen erwachsene Hilfskräfte durch Gleichaltrige, da es Amys letztes Jahr an der Highschool ist und sie lernen will, wie man Freundschaften schließt, bevor sie ans College geht. Das ist ihr Hauptziel für dieses Jahr und wir hoffen, dass ihr alle helfen könnt, es zu erreichen.«

An: aimhigh@comcast.net
Von: msttheword@gmail.com
Re: Ich bin glücklich!

Deine Mom stellt ziemlich hohe Erwartungen an deine gleichaltrigen Schulbegleiter. Ich bin nicht sicher, ob ich dem gewachsen bin.

An: msttheword@gmail.com
Von: aimhigh@comcast.net
Re: Ich bin glücklich!

Was für Erwartungen?

An: aimhigh@comcast.net
Von: msttheword@gmail.com
Re: Ich bin glücklich!

Sie will, dass dir jeder von uns fünf neue Leute pro Woche vorstellt. Erscheint dir diese Zahl hoch? Mir jedenfalls schon, denn wie du weißt, habe ich nicht gerade tonnenweise Freunde. Deshalb bin ich mir unsicher, ob ich der Richtige für diese Aufgabe bin.

An: msttheword@gmail.com
Von: aimhigh@comcast.net
Re: Ich bin glücklich!

BITTE mach dir deswegen keine Sorgen.

Aber er *machte* sich Sorgen. Sehr große Sorgen. Nun, da er seiner Mom von dem Job erzählt hatte, wusste er allerdings nicht, ob sie ihm erlauben würde, einen Rückzieher zu machen.

»Warte mal«, sagte seine Mom, nachdem er ihr davon erzählt hatte, dass er vielleicht einmal pro Woche als Amys Schulbegleiter arbeiten würde. »Kenne ich das Mädchen? Aus dem Chor in der sechsten Klasse? Hat sie nicht ganz vorne auf einem Stuhl gesessen und lauter als alle anderen gesungen?«

»Ja«, sagte er, peinlich berührt von der Erinnerung.

»Und sie hat die ganze Zeit mit den Händen gefuchelt, als würde sie das Publikum dirigieren?«

»Ja«, sagte er. Bei ihren Worten musste er an einen Satz denken, den Amy in einer ihrer ersten E-Mails geschrieben hatte. *Ich will, dass du mir sagst, wenn ich etwas falsch mache.* Allein diese Bitte bereitete ihm Sorgen: Wo sollte er nur anfangen?

Seine Mutter klatschte in die Hände, warf den Kopf in den Nacken und lachte so laut wie schon lange nicht mehr. »Sie war *super*. Ich habe mich immer gefragt, was aus ihr geworden ist.«

An: aimhigh@comcast.net

Von: msttheword@gmail.com

Re: *Ich bin glücklich!*

Okay. Wir sehen uns in der Schule. Ich bin erst für Freitag eingeteilt, was höchstwahrscheinlich bedeutet, dass mich deine Mom für den am wenigsten vielversprechenden Kandidaten hält. Ich kann mir kaum vorstellen, dass sie sich den Besten für den Schluss aufspart. Ich denke, sie hofft, dass in der Zwischenzeit noch jemand anderes auftaucht. Falls das nicht passieren sollte, sehe ich dich am Freitag ...

An: mstheword@gmail.com

Von: aimhigh@comcast.net

Re: Ich bin glücklich!

Tut mir leid, dass ich immer wieder darauf zurückkomme, aber warum übernachtetest du nicht gern bei anderen?

2

In der Nacht vor dem ersten Schultag lag Matthew wach im Bett und versuchte, sich seinen Job vorzustellen – wie er zwischen den Stunden neben Amy herging, ihr die Bücher trug –, so wie er es in der Vergangenheit die Sozialarbeiter hatte tun sehen. Vielleicht würde es doch funktionieren, auch wenn er das stark bezweifelte. Wegen ihres Rollators konnte Amy nicht gleichzeitig richtig gehen und sprechen. Sie würden sich also anschweigen, was eine echte Qual sein konnte. Bis zu diesem Sommer, als sie ihm E-Mails geschrieben hatte, hätte er nicht geglaubt, wie lustig sie war und wie leicht es ihm fallen würde, mit ihr zu kommunizieren. Aber was würde das bringen, wenn sie sich nicht unterhalten konnten? Nicht viel.

Dann war da Amys Mutter, die hohe Erwartungen und ganz offensichtlich Zweifel an ihm hatte. Während des gesamten Vorbereitungskurses hatte Nicole ständig wiederholt: »Wenn ihr euch mit irgendeinem Aspekt dieses Jobs unwohl fühlen solltet, lasst es mich bitte wissen«, und hatte ihn dabei angesehen, als würde sie ahnen, dass er sich mit so ziemlich allem unwohl fühlte.

Er hatte sich nur beworben, weil Amy ihm im Juli geschrieben und ihn darum gebeten hatte. Das war eine solche Überraschung gewesen, dass er sich so schnell keine Ausrede hatte einfallen lassen können. Obwohl es wirklich besser gewesen wäre.

Sie kannten sich im Grunde gar nicht. Sie hatten nur dieses eine Gespräch geführt, das ihm immer noch als furchtbar unangenehm

im Gedächtnis haften geblieben war, auch wenn es Amy anscheinend anders empfunden hatte.

Vielleicht war die Behauptung nicht ganz richtig, dass er sie überhaupt nicht kannte. Er erinnerte sich noch allzu gut an den Tag, als er sie in der zweiten Klasse zum ersten Mal gesehen hatte. An die Rede, die die Lehrerin vor ihrer Ankunft gehalten hatte, darüber, dass Amy »äußerlich anders aussehen mochte, innerlich jedoch genauso war wie alle anderen«. Da die Lehrerin ihnen nicht erklärt hatte, was genau sie damit meinte, dass Amy »anders aussah«, hatte sich Matthew ein Mädchen vorgestellt, das mit Fell bedeckt war oder runzlige Haut und Glubschaugen wie Yoda hatte. In jenem Jahr hatte Matthew im *Guinness-Buch der Rekorde* das Kapitel über Freaks entdeckt und sich die Bilder der Männer, die mit lauter Warzen übersät waren, und der Frauen mit langen Bärten angesehen. Als Amy kurz vor der Mittagspause aufgetaucht war und sich mit ihrer Gehhilfe vor sich und je einem Erwachsenen an ihrer Seite ins Klassenzimmer geschoben hatte, war er regelrecht enttäuscht gewesen.

Im Großen und Ganzen sah sie aus wie alle anderen Mädchen. Sie hatte blonde Locken, die ihr bis auf den Rücken fielen, und sie trug ein geblühtes rosa Kleid. Sicher, ohne die Gehhilfe konnte sie nicht laufen, aber abgesehen davon wirkte sie nicht besonders freakig. Ja, ihr Mund stand offen. Ja, sie sabberte so viel, dass sie fast immer einen Latz trug – was tatsächlich etwas peinlich war –, doch sie war kein echter Freak, wie er insgeheim gehofft hatte. Am interessantesten war es, wenn Amy beim Morgenkreis etwas sagen wollte, wo alle anderen auf Kissen am Boden hockten, während Amy auf einem niedrigen blauen Plastikschaukelstuhl saß, aus dem sie manchmal herauskippte. Sie hob nie die Hand, um sich zu melden. Stattdessen schaukelte sie in ihrem Stuhl und krächzte, als wäre ihr etwas im Hals stecken geblieben.

»O mein Gott!«, war es der Lehrerin beim ersten Mal entfahren, als Amy das tat, und sie hatte zu ihrer Schulbegleiterin geblickt. »Geht es ihr *gut?*«

»Sie möchte etwas sagen«, erklärte diese.

Sie warteten alle, während Amys Mund sich öffnete und wieder schloss. Kein Laut kam heraus. Eine Minute verstrich, und schließlich konnte die Lehrerin nicht länger warten. »Wir lassen Amy ihre Gedanken sammeln und kommen später darauf zurück.«

Im nächsten Jahr rückten sie in die dritte Klasse auf, wo ihre Lehrerin, Mrs. Dunphy, mit ihnen über Amy redete, als diese nicht im Zimmer war. »Die Ärzte haben prophezeit, dass Amy ihr Leben lang vor sich hin vegetieren würde, und seht nur, wie weit sie es geschafft hat! Das Wichtigste, was ihr über sie wissen solltet, ist, dass sie äußerst gescheit ist und einen sehr hohen IQ hat.«

Das war neu für Matthew, der in der höchsten Lese- und Mathegruppe war. Die restliche dritte Klasse über wartete er gespannt darauf, dass Amy etwas ungeheuer Kluges tun oder sagen würde. Vielleicht tat sie es sogar. Mrs. Dunphy rief sie in regelmäßigen Abständen auf, aber das Problem war, dass niemand – einschließlich Mrs. Dunphy – irgendetwas von dem verstand, was Amy sagte.

Sie redete in einer Sprache, die keinerlei Konsonanten besaß, nur eine lange Reihe an Vokalen. Matthew versuchte einmal, sie nachzuahmen, und es klang so, wie er sich anhörte, wenn er beim Arzt mit einem Zungenspatel im Mund Fragen beantwortete. Amys Schulbegleiterin verstand immerhin ein paar Wörter: *Toilette. Ich brauche Ruhe.* Einige Mädchen *taten so*, als würden sie die Geheimnisse verstehen, die Amy ihnen angeblich während der Pause ins Ohr flüsterte. Eine nach der anderen ging dann zu ihr, presste das Ohr an Amys Mund und rannte kichernd zur

Bank zurück. Der Spaß wurde regelmäßig von einer Pausenaufsicht beendet, die zwar nicht sicher war, jedoch annahm, dass das Spiel Amys Gefühle verletzte. Zufällig belauschte Matthew das Gespräch zweier Lehrerinnen. »Ich dachte, Amy gefällt es«, sagte eine von ihnen. »Es ist doch besser, als die ganze Pause allein herumzusitzen, oder?«

»Nein«, sagte die andere. »Sie machen sich über sie lustig, und das merkt sie.«

Matthew fiel auf, dass keine von ihnen Amy tatsächlich *gefragt* hatte, was aber irgendwie Sinn machte. Sie alle wussten längst, dass Amy nicht mit einem einfachen Ja oder Nein geantwortet hätte. Das tat sie nie. Sie hatte lange, komplizierte Antworten auf jede Frage, die ihr gestellt wurde, Antworten, die nie jemand verstand. Manchmal beobachtete Matthew Erwachsene, die vorgeben, Amy zu verstehen – die über einen ihrer »Witze« lachten oder ihr nach einer Bemerkung zunickten –, und er dachte dann: *Die sehen aus wie Freaks, nicht Amy.*

In der vierten Klasse begann Amy, einen Sprachcomputer zu benutzen, in den Sätze einprogrammiert waren, für die Amy nur ein paar Knöpfe drücken musste, um sie zu »sagen«. Gleichzeitig gab es eine Tastatur mit einem Worterkennungsprogramm. In der Pause versammelten sich alle Kinder um sie und versuchten, Amys neuen Computer zum Fluchen zu bewegen. Was Amy zehn Minuten zum Lachen, dann zum Weinen brachte. »BITTE AUFHÖREN«, tippte sie. »NEIN. NEIN. NEIN!«

Der Sprachcomputer veränderte das Bild, das alle von Amy hatten. Sie sabberte zwar weiterhin und bekleckerte sich andauernd beim Essen. Manchmal regte sie sich während des Unterrichts derart auf, dass sie sich an ihrer eigenen Spucke verschluckte. Aber jetzt saß sie bei den anderen Kindern in den Lese- und Mathegruppen. Und sie erkannten, dass Mrs. Dunphy im Jahr zuvor

recht hatte – Amy konnte lesen und buchstabieren, und zwar besser als die meisten von ihnen. Sie war nicht die Beste in Mathe, aber sie befand sich im oberen Drittel.

Die eine Hand, die mit der sie schrieb, hatte sie recht gut unter Kontrolle, doch die andere krampfte häufig und warf Dinge wie heißen Kaffee oder Behälter mit Stiften um. Wenn sie allerdings eine solche Schweinerei veranstaltete, wurde sie nicht wie die anderen Kinder bestraft, denn sie war nicht wie andere Kinder. Ihre Kleidung war anders. So wie die Bücher, die sie las, und die Sendungen, die sie im Fernsehen anschaute. Wie der Umstand, dass sie immer einen Erwachsenen bei sich hatte.

Sie ist nicht wirklich ein Kind, entschied Matthew in der sechsten Klasse.

Zu diesem Zeitpunkt beobachtete er sie weniger, weil es damals mit seinen eigenen Problemen losging. Probleme, die wie aus dem Nichts entstanden waren und ihm Angst einflößten. Eine Stimme in seinem Kopf, die ihm Dinge befahl. Etwa, die Hände zweimal vor dem Mittagessen zu waschen, bis hoch zu den Ellbogen. Und nach dem Mittagessen noch einmal. Seine neuen Ängste hingen – zumindest teilweise – mit seiner früheren Faszination von bärtigen Damen und mit Warzen übersäten Männern zusammen. Ein Freak zu werden, konnte einfach jedem jederzeit passieren, das hatte er gelernt. Kenny Robinson hatte bei einem Zusammenstoß mit dem Propeller eines Bootsmotors einen halben Finger verloren. Jetzt meldete er sich mit seinem Stumpfen, was Matthew ängstigte, weil ihn auf einmal vieles ängstigte. Einen Monat, bevor er in die sechste Klasse kam, unterbreiteten ihm seine Eltern, dass sie sich scheiden lassen würden, aber er solle sich keine Sorgen machen, weil es eine einvernehmliche Scheidung sei, die alle wollten.

Es war nicht das, was er wollte, doch er war zu verstört, sie

darauf hinzuweisen, weil er fürchtete, dass es sowieso keine Rolle spielte.

In der siebten Klasse hatten er und Amy zusammen Englisch, und einmal bat sie ihn, ihr zu helfen, einen Aufsatz auszudrucken. Da er neugierig war, machte er heimlich eine Kopie und behielt sie. Es war ein sehr persönlicher Aufsatz über die Frage: *Was in der Zukunft macht dir am meisten Sorgen?*

Für jemanden wie Matthew, der sich sowieso schon viel zu viel sorgte, war es ein schreckliches Thema. Sie hatten die vergangenen zwei Tage während des Unterrichts damit verbracht, die Aufsätze ihrer Mitschüler zu lesen und sich gegenseitig »Feedback« zu geben, was bedeutete, dass jeder unter jeden Aufsatz schrieb: »Gut gemacht. Ich mag deine Ehrlichkeit.« Während Matthew die anderen Aufsätze las, erkannte er, dass einige Schüler zu ehrlich waren: »Meine größte Angst ist, irgendwann fett zu werden.« Oder sie waren zu fixiert auf Themen, die eigentlich noch gar nicht ihre waren: »Ich fürchte mich am meisten vor der Luft- und Wasserverschmutzung.«

Matthew, dessen Eltern sich vor einem Jahr hatten scheiden lassen, dachte kurz darüber nach zu sagen, dass er sich am meisten um seine Mutter sorgte, die nichts weiter tat als zu arbeiten, nach Hause zu kommen und fernzusehen. Das schrieb er natürlich nicht, denn wenn er ehrlich war und seine Mutter den Aufsatz las, würde sie vielleicht noch depressiver werden, als sie es ohnehin schon war. Schließlich schrieb er über das Einzige, was ihm in den Sinn kam: »Ich mache mir am meisten Sorgen, dass ich mir zu viele Sorgen mache.« Nach einem derart ehrlichen ersten Satz driftete er in den sicheren Hafen pauschaler Verallgemeinerungen ab: »Wir müssen einen Notendurchschnitt halten, während wir gleichzeitig den Verpflichtungen unserer Familie gegenüber nachkommen sollen. Irgendwann werden wir uns

wegen der Anmeldung fürs College den Kopf zerbrechen und wie wir es bezahlen sollen, sollten wir angenommen werden. Danach werde ich mir wegen eines Jobs Sorgen machen und natürlich wegen der steigenden Energiekosten.«

In diesem Stil ging es mehrere Absätze lang weiter. Am Ende der Seite schrieben die meisten: »Gut gemacht, aber vielleicht solltest du lieber etwas spezifischer werden.« Er wollte sehen, was Amy, die sich über mehr Dinge als der Rest von ihnen Sorgen machen musste, geschrieben hatte. War es gemein, so zu denken? Er war nicht sicher.

Dann las er Amys Aufsatz:

Ich bin nicht sicher, ob ich mir tatsächlich über die Zukunft Sorgen mache.

Ich weiß nicht, was die Zukunft bringen wird, aber ich weiß, dass ich keine Angst vor ihr habe. Ich habe es nicht eilig mit dem Erwachsenwerden, doch ich vermute, wenn ich erwachsen bin, werde ich feststellen, dass es leichter ist, als ein Kind zu sein. Es wird nicht so viele Höhen und Tiefen geben. Oder Krisen, über die man spricht, als bedeuteten sie das Ende der Welt. Vermutlich werden wir alle lernen, dass es nicht den einen großen Test oder den einen richtigen Weg gibt, um uns selbst in der Welt zu behaupten. Es ist ein langer, ruhiger Prozess, bis wir endlich unseren Platz in ihr finden. Bis wir wissen, wo wir hingehören. Wer wir sein sollen. Ich stelle es mir ein bisschen wie Schnee vor, der herabrieselt. Weich und sanft, wenn man hineinfällt, solange man passend gekleidet ist. So stelle ich mir die Zukunft vor.

Was soll das?, dachte Matthew. Meinte sie das etwa ernst? War das ein Witz? Oder – er musste sich eingestehen, dass dies durchaus eine Möglichkeit wäre – hatte sie völlig den Verstand verloren? Sie

konnte kaum gehen, sie konnte nicht sprechen, und sie machte sich keine Sorgen um ihre Zukunft? Es ergab keinen *Sinn*. Es machte ihn *wütend*. Amy, die im Schnee nicht gehen konnte, stellte sich die Zukunft vor, als würde man sanft hineinfallen?

Später, als die besten Aufsätze an der Pinnwand des Klassenzimmers aufgehängt wurden, las er die Bemerkungen durch, die unter ihrem standen: »O mein Gott, das ist so unglaublich!«, oder: »Du schreibst einfach wunderbar!«

Matthew fühlte sich klein und dumm.

Und dann wurde vergangenes Jahr, am Ende der elften Klasse, einer von Amys Aufsätzen im *Kaleidoskop*, der literarischen Schülerzeitung, abgedruckt und die ganze Schule hatte über ihn geredet:

Glücklich

von Amy van Dorn, II. Klasse

Wenn Menschen mich zum ersten Mal sehen, können sie es vielleicht nicht glauben, aber normalerweise fühle ich mich nicht sonderlich behindert. In Dingen, die am meisten im Leben zählen, habe ich eigentlich eher Glück. Meine Augen sind gesund, ebenso wie meine Ohren. Ich wurde von Eltern erzogen, die mich so lieben, wie ich bin, was bedeutet, dass ich, obwohl ich weder gehen noch reden kann, ein zufriedener Mensch bin.

Ich weiß, dass das über einen Teenager in Amerika schon ziemlich viel aussagt. Ich will weder dünner noch größer sein, als ich es bin. Ich sehe mich nicht im Spiegel an und wünschte, Teile von mir wären größer oder kleiner. Im Grunde – und das wird viele Menschen überraschen – will ich überhaupt nicht völlig normal sein. Ich sehne mich nicht ununterbrochen nach gesunden Beinen oder einer artikulierenden Zunge. Es wäre schön, nicht zu sabbern und so die besten

Seiten in meinen Lieblingsbüchern wellig zu machen, aber ich bin alt genug, um zu wissen, dass ein bisschen Spucke nicht das Ende der Welt bedeutet. Ich weiß nicht, wie es sich anfühlen würde, schön zu sein, doch ich könnte mir vorstellen, dass es sehr zeitaufwendig ist. Ich betrachte hübsche Mädchen meines Alters und sehe, wie hart sie daran arbeiten. Ich könnte mir vorstellen, dass es Ängste hervorruft, die ich niemals haben werde: Was, wenn ich meine Schönheit verliere? Warum bin ich nicht glücklicher, obwohl ich hübsch bin?

Anstelle von Schönheit besitze ich ein Gesicht, um das mich niemand beneidet, und einen Körper, in dem niemand freiwillig wohnen will. Allein deswegen habe ich genügend Zeit, Ziele zu verfolgen, die andere Mädchen meines Alters vielleicht ebenfalls hätten, wenn ihre gesunden Beine sie nicht zu Partys und an Orte tragen würden, die sie mit Unsicherheit erfüllten. In einem Körper zu leben, der meine Möglichkeiten einschränkt, bedeutet, dass ich kein Opfer der Mode oder des gesellschaftlichen Drucks bin, denn in der heutigen Kultur gibt es keinen Platz für mich. Indem ich weniger Optionen habe, bin ich freier als jeder Teenager, den ich kenne. Ich habe mehr Zeit, mehr Möglichkeiten, mehr Wege, wie ich sein kann. Ich fühle mich gesegnet und ja – ich bin glücklich.

Als er den Aufsatz zum ersten Mal las, packte Matthew erneut große Wut. Ganz sicher fühlte sie das nicht *wirklich*. Er dachte an ihren Aufsatz aus der siebten Klasse, wo sie behauptete, sie würde sich keine Sorgen um die Zukunft machen. Und jetzt das – die Person, die mehr Pech hatte, als er sich vorstellen konnte, sagte, sie wäre glücklich? Das konnte doch keiner ernstnehmen.

Warum bloß gab sie sich so viel Mühe, den Schein zu wahren?

In Englisch fragte Ms. Fiorina, die berüchtigt dafür war, kostbare Unterrichtszeit auf Dinge zu vergeuden, die in keinem Test abgefragt wurden, was die anderen Schüler von Amys Aufsatz

hielten. Da Amy nicht anwesend war, gaben sie ehrliche Antworten. Ein Mädchen hob die Hand. »Am liebsten hätte ich geweint. Ich meine, hätte ich ihre Probleme, würde ich mich wahrscheinlich umbringen.«

»Das ist vielleicht ein wenig extrem, Paula, aber das ist ihre Meinung, oder? Wenn man als Teenager anders ist – und das unfreiwillig –, scheint es das Schlimmste zu sein, was einem passieren kann. Doch ist es das wirklich?«

»Aber sie ist nicht nur anders. Sie kann nicht *sprechen*.«

»Einmal habe ich gesehen, wie sie sich verschluckt hat«, sagte Ben Robedeaux, ohne sich vorher zu melden. »Es war echt seltsam. Sie ist von ihrem Stuhl gefallen und hatte eine Art Anfall.«

Matthew war überrascht. Diese Geschichte hatte er noch nie gehört.

Ein paar Minuten später hob Matthew die Hand. Normalerweise beteiligte er sich nicht an solchen Diskussionen, aber diesmal wollte er etwas beisteuern. »Ich kenne sie schon lange und glaube nicht, dass sie wirklich so fühlt. Sie will, dass alle anderen dieses Bild von ihr haben, dass sie glücklich und zufrieden ist. Ich glaube einfach nicht, dass das die Wahrheit ist.«

»*Interessant*«, sagte Ms. Fiorina und sah aus, als wäre das, was er gesagt hatte, *tatsächlich* interessant. »Aber ist das schlimm? Sie ist ein Mensch mit einer Behinderung, der die Botschaft vermitteln will: *Hey, mein Leben ist keine absolute Tragödie*. Hören wir diese Botschaft denn häufig genug?«

»Aber es *ist* eine Tragödie«, sagte ein Mädchen in der letzten Reihe. »Ich meine, tut mir leid, aber das *ist* es.«

»Erklär bitte, was du damit meinst, Stacey.«

»Sie kann nicht *sprechen*.«

»Aber sie kommuniziert, oder? Sie schreibt wunderbare Aufsätze, und ein paar von euch besuchen dieselben Kurse wie sie,

oder? Ihr kennt sie recht gut. Matthew behauptet, sie würde nicht die Wahrheit sagen. Vielleicht weiß er etwas, das der Rest von uns nicht weiß?»

Matthew fühlte sich schrecklich. Er wusste natürlich nichts. Er kannte Amy nur dadurch, dass er sie jahrelang aus der Ferne beobachtet hatte. Dieses Jahr saß er in Biologie hinter ihr und hatte ein paar neue Schrullen an ihrem Körper entdeckt. Ihre linke Seite war spastischer als ihre rechte. Ihr schlaff herabhängender Kopf ließ sie schlimmer aussehen, als es in Wirklichkeit der Fall war. Er hatte gelernt, die Laute zu interpretieren, die sie von sich gab. Er wusste, sie liebte Zellbiologie, denn sie quietschte jedes Mal auf, wenn auf dem Overheadprojektor die Folien mit dem »Aufbau von Zellen« aufgelegt wurden. Sie mochte auch Genetik, jedoch nicht Physiologie. An dem Tag, an dem das Sezieren von Fröschen auf dem Lehrplan stand, hatten beide ihren Partnern das Messer zugeschoben – Amy aus offensichtlichen Gründen, Matthew aus weniger offensichtlichen.

Am nächsten Tag in Biologie drehte sich Amy gegen Ende der Stunde zu Matthew um. »KANN ICH NACHHER MIT DIR SPRECHEN?«, fragte der Computer.

Er hatte ihre automatische Stimme schon häufig bei Diskussionen im Unterricht gehört, aber sie jagte ihm immer noch einen Schauer über den Rücken. »Okay«, sagte er und blickte zu Boden.

Als sie draußen im Gang waren, drückte Amy auf einen Knopf, um eine vorprogrammierte Frage abzuspielen. »WARUM HAST DU DEN LEUTEN GESAGT, MEIN AUFSATZ WÄRE NICHT WAHR?«

»Ich weiß nicht«, sagte er und brach in Schweiß aus. »Weil ich es dir nicht abnehme. Ich glaube nicht, dass jemand so ausgeglichen sein kann.«

Sie tippte. »WARUM NICHT?«

»Du sagst, du siehst dir das Leben deiner Freunde an und hast das Gefühl, als wäre dein eigenes besser, was in Ordnung ist, außer, dass du gar keine Freunde hast.«

»WOHER WILLST DU DAS WISSEN?«

»Ich sitze hinter dir. Ich bemerke Dinge.«

»WAS FÜR DINGE?«

»Es ist nicht deine Schuld, dass du keine Freunde hast. Du hast immer einen Erwachsenen an deiner Seite. Niemand verhält sich normal, wenn ein Lehrer genau neben einem steht. Außerdem hast du von Partys und Feiern gesprochen, aber ich glaube nicht, dass du jemals auf einer warst. Wie willst du dann wissen, ob du nichts vermisst?«

Er war nicht mehr zu bremsen. Er warf ihr alles an den Kopf, was ihm jemals aufgefallen war – dass sie nie Hallo zu anderen Schülern sagte, dass sie keinerlei Fragen beantwortete, wenn jemand vor der Stunde etwas von ihr wissen wollte. »Ich tue ja nicht so, als wäre ich die Beliebtheit in Person. Ich sage nur, dass deine Botschaft nicht glaubwürdig ist. Ich zumindest glaube dir nicht.«

»ICH KANN NICHT GLAUBEN, WAS DU DA SAGST.«

Ihr Gesichtsausdruck war nicht zu deuten. Er konnte nicht sagen, wie wütend sie war. Wahrscheinlich sehr. »Tut mir leid. Du hast recht. Ich hätte nichts sagen dürfen. Geht mich auch nichts an. Ich meine, überhaupt nichts. Ich weiß nicht, warum ich all das gesagt habe. Ich habe nur diese Theorie, dass du krampfhaft versuchst, diese bestimmte Art Mensch zu sein, und das muss so hart sein. Aber na ja, wer selbst im Glashaus sitzt ... Lass uns die ganze Sache einfach vergessen. Bitte. Es tut mir leid, ehrlich.«

Er zuckte zusammen, als ihr Sprachcomputer ein einziges Wort ausspuckte. »NEIN!«

»Nein was?«

»ES SOLLTE DIR NICHT LEIDTUN. DU HAST RECHT.
O MANN, ICH KANN NICHT GLAUBEN, WIE RECHT
DU HAST.«

3

Nach diesem Gespräch mit Matthew veränderte sich für Amy alles.

Den Großteil ihres Schullebens hatte sie sich ein wenig wie Rapunzel gefühlt, eingesperrt in dem Turm, den ihr Rollator um sie herum zu schaffen schien, wenn sie die Gänge hinabschlurfte. In elf Jahren hatte allerdings niemand jemals zu ihrem Fenster hinaufgerufen oder sie gebeten, ihr Haar herabzulassen. Niemand hatte jemals versucht, sich mit ihr anzufreunden.

Unmöglich, könnte man einwenden. Jeder *Mensch hat Freunde*.

Nein, hätte Amy geantwortet. Es *war* möglich, ein Jahrzehnt mit denselben Kids zu verbringen – vom Kindergarten bis zur elften Klasse – und kein einziges Mal angerufen zu werden, auch wenn deine Nummer jedes Jahr auf der Adressliste stand. Es war möglich, eine Mutter zu haben, die jahrelang versuchte, Verabredungen zum Spielen mit Müttern zu vereinbaren, die nie zurückriefen oder sich entschuldigten und einen unvorstellbar dichten Terminkalender vorschoben. Es war möglich, mit einem anderen Kind für ein Schulprojekt eingeteilt zu werden und zusehen zu müssen, wie andere eine Pueblo-Siedlung aus braun bemalten Mini-Marshmallows bauten, ein Projekt, das man während der ganzen zwei Wochen kein einziges Mal berühren durfte.

Und am überraschendsten von allem: Es war auch möglich – elf Jahre lang! –, das nicht als Problem zu sehen.

Oder anders ausgedrückt: Es war möglich sich einzureden, dass die Erwachsenen, die sie liebten – die Lehrer, Therapeuten und Schulbegleiter, die über alles lachten, was Amy von sich gab –, als Freunde zählten. Es war möglich, ihre Liebe so stark zu spüren, dass Amy über ein Jahrzehnt in selbstvergessener Glückseligkeit lebte.

Und dann kam Matthew daher und zeigte ihr, wie löchrig ihre kleine zerbrechliche Welt war. Er stand vor ihr und erklärte, dass er nicht gekommen war, um auf ihren Turm zu klettern, sondern um ihn einzureißen. In seiner unbeholfenen Art glich er einem Prinzen, der mit verschwitzten Achseln und fettigem Haar herbeigeeilt war. *Zumindest bin ich hier*, hätte er sagen können. *Das ist besser als nichts*. Und das war es.

Am selben Tag, an dem Amy mit Matthew gesprochen hatte, ging sie nach Hause und traf ein paar grundlegende Entscheidungen: Es war zu spät, um in diesem Schuljahr noch etwas zu ändern. Aber im nächsten – ihrem letzten Jahr an der Highschool – würde es anders werden. Sie würde Freundschaften schließen, bevor sie ihren Abschluss machte. Sie würde ihr Leben mit kritischerem Blick beäugen.

Als Matthew vehement erklärte, dass sie nicht so glücklich sein könnte, wie sie in ihren Aufsätzen vorgab, hatte er etwas gesagt, worüber sie bisher nie nachgedacht hatte. *Du hast keine richtigen Freunde, weil niemand in deiner Gegenwart so sein kann, wie er wirklich ist. Da ist immer ein Erwachsener bei dir*. Jahrelang hatte sie das Fehlen gleichaltriger Freunde auf eine Vielzahl von Faktoren geschoben: Ihr Tippen war langsam. Ihre Witze kamen fünf Sätze zu spät, um lustig zu sein. Sie war zu ungeschickt, um während der Pause mit den anderen zu spielen, zu unbeholfen, um mit ihnen gemeinsam zu essen, zu langsam, um mit ihnen mitzuhalten. Bis Matthew es laut ausgesprochen hatte, war ihr der

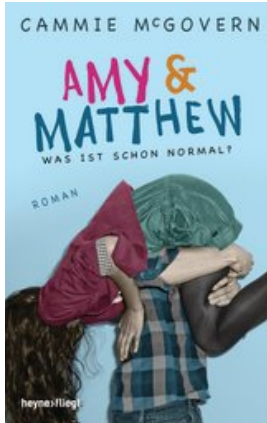
größte Nachteil allerdings nie in den Sinn gekommen: *Bei dir zu sein bedeutet, bei einem Lehrer zu sein.*

Es war so offensichtlich, sie hätte am liebsten laut gelacht. *Werd die Erwachsenen los und du findest vielleicht ein paar Freunde.*

Dieses Gespräch eröffnete ihr plötzlich eine Vielzahl wunderbarer Möglichkeiten. Nur weil sie nie Freunde besessen hatte, bedeutete das nicht zwangsläufig, dass sie kein Interesse an ihren Klassenkameraden hatte. Seit der Mittelstufe hatte sie die Angewohnheit, jedes Jahr eine Handvoll Schüler auszuwählen, die sie im Auge behielt und heimlich beobachtete. Normalerweise suchte sie einen aufgedrehten Schüler aus (einen Störenfried, um herauszufinden, in welche Schwierigkeiten er geriet); einen Gutmenschen, um herauszufinden, ob sein verlogener Schein bröckelte; einen Jungen, in den sie sich in einem anderen Leben womöglich verknallt hätte; und ein schüchternes Mädchen wie sie selbst (die Person, die ihr ähnelte, könnte sie gehen und reden). Sie prägte sich ihre Stundenpläne und ihre Schließfächer ein. Wenn einer von ihnen bei einem Theaterstück mitspielte, nutzte sie die zwei Stunden, um sie ungestört zu mustern. Soweit Amy wusste, hatte keiner der ausgewählten Schüler auch nur den blassesten Schimmer, was sie tat. Natürlich hatte sie nie mit einem von ihnen gesprochen, weshalb sie sich nicht wirklich sicher sein konnte. Was der Grund war, weshalb das Gespräch mit Matthew sie derart aus der Bahn geworfen hatte.

Ihr Schock rührte nicht daher, dass er diese unangenehmen Wahrheiten laut ausgesprochen hatte. Ihr Schock rührte daher, dass er gesagt hatte: *Ich habe dich die ganzen Jahre über beobachtet.* Sie konnte nichts dagegen tun – sie errötete.

Dann fuhr er fort: *Du versuchst nicht mal, mit den Leuten zu reden. Du gehst an ihnen vorbei, ohne Hallo zu sagen. Du lachst, ohne dass jemand einen Witz reißt.* Er listete jede einzelne ihrer



Cammie McGovern

Amy & Matthew - Was ist schon normal?

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-453-26916-3

Heyne fliegt

Erscheinungstermin: März 2015

Die Geschichte einer großen Liebe, die sich gegen alle Widerstände behauptet

Die 17-jährige Amy ist ein besonderes Mädchen. Sie kann nicht sprechen und nicht ohne Hilfe laufen. Aber sie ist unglaublich klug und wahnsinnig hübsch – zumindest in den Augen ihres Klassenkameraden Matthew, der auch nicht so ist wie die anderen. Vor allem mit Nähe hat Matthew ein Problem. Doch genau die sucht Amy, die genug davon hat, wie ein rohes Ei behandelt zu werden. Im letzten Jahr der Highschool beschließt sie, dass das Leben jetzt beginnen muss. Und sie verliebt sich in den sensiblen Matthew. Dann aber begeht sie auf dem Abschlussball einen verhängnisvollen Fehler und verletzt Matthew zutiefst. Wird er ihr verzeihen?